

Cornelius Bohl OFM

„Schön, dass Sie (noch) da sind!“

Was machen die Klosterschließungen mit der Kirche und was macht da Gott mit uns?

Der Workshop war gut besucht – sicher ein Zeichen dafür, dass das Thema der Klosterschließungen vielen Gemeinschaften auf den Nägeln brennt. Das republikweite Klostersterben macht das Ordensleben innerkirchlich wie gesellschaftlich zusehends zu einem Randphänomen. Überalterung und Mitgliederschwund verändern aber auch das innere Gefüge. Weniger junge Schwestern und Brüder heißt weniger Kontakt mit der Welt junger Menschen heute. Nehmen wir noch wahr, was um uns herum geschieht? Im Gegenzug verstärkt sich die Binnenperspektive, die Sorge um die alten und kranken Schwestern und Brüder. Das Lebenstempo einer ganzen Gemeinschaft wird langsamer, das Blickfeld enger. Wir sind viel mit uns selbst beschäftigt. Die Krise der Zahlen wird leicht zu einer Identitätskrise: Was wir bisher getan haben, können andere auch, manchmal sogar besser. Wo ist überhaupt unser Platz in Gesellschaft und Kirche? Können wir das, was wir strukturell mit Mühe und Not halten, noch wirklich geistlich füllen? Wissen wir noch, wozu wir da sind?

Einstiegsimpuls: Erfahrungen und Fragen

Ich beginne den Workshop mit einem Kaleidoskop konkreter Erfahrungen und

Fragen aus unserer Gemeinschaft rund ums Thema Abschiednehmen und Klosterschließungen.

- Kürzlich ein Gespräch unter Brüdern: Entspricht es nicht unserem franziskanischen Charisma, wenn wir gesellschaftlich und kirchlich kleiner, bescheidener, „demütiger“ werden? Ist der Wunsch, möglichst viele Niederlassungen, Werke und Strukturen zu halten, nicht auch Ausdruck einer gewissen Geltungssucht in Kirche und Gesellschaft? Die Kenosis Christi weist einen anderen Weg. Das kann ich theoretisch und spirituell gut ver-

**Cornelius
Bohl OFM**



Der Franziskaner P. Cornelius Bohl ofm, geboren 1961 in Fulda, war nach einer Promotion in franziskanischer Spiritualität in Rom mehrere Jahre in der Noviziatsausbildung und in der Pfarrpastoral tätig. Seit März 2012 ist er Provinzialminister der Deutschen Franziskanerprovinz mit Sitz in München.

treten. Als Provinzial erlebe ich diesen Prozess allerdings als durchaus schmerzlich: Schon wieder ein Haus weniger. Schon wieder drei Todesfälle. Brüder kämpfen: Wir müssen doch in ein paar großen Städten präsent bleiben! Wir müssen doch unsere Schulen behalten, um den Kontakt mit der Jugend nicht zu verlieren! Wir können doch einen Ort nicht verlassen, wo wir seit 400 Jahren verwurzelt sind ... Was wir erleben, tut weh! Es ist auch ein Sterbeprozess!

- Die Grundsatzfrage: Wann ist eine Einrichtung „franziskanisch“? So lange an entscheidenden Stellen Franziskaner präsent waren, schien das franziskanische Charisma gesichert. Das ändert sich. Ist es sinnvoll, bei einer Schule, in der in absehbarer Zeit kein Mitbruder mehr aktiv vorkommt, eine kleinere Kommunität zu belassen, um damit den „franziskanischen Geist“ zu wahren? Soll eine Einrichtung in der Trägerschaft der Provinz verbleiben, auch wenn es dort kein „franziskanisches Gesicht“ mehr gibt?
- Leitungspositionen in unseren Einrichtungen, die traditionell von Brüdern wahrgenommen wurden, werden immer öfter mit Laien besetzt. Diese Entwicklung entspricht unserem Charisma: Nicht nur wir Brüder sind Träger der franziskanischen Idee, wir tragen gemeinsam mit engagierten Frauen und Männern das, was uns wichtig ist, in die Zukunft. Allerdings führen diese Veränderungen manchmal auch zu Spannungen. Brüder müssen lernen, Verantwortung abzugeben. Dann höre ich schon einmal: „Haben wir denn gar nichts mehr zu sagen?“
- Der Versuch, alten Orten in neuer Konstellation Zukunft zu geben, kann zu überraschenden Allianzen führen. Es gibt Partner, denen es ein ehrliches Anliegen ist, einen Ort als spirituellen Ort zu erhalten. Das Franziskanische buchstabiert sich in neuen Formen. Aber auch das ist nicht unbedingt spannungsfrei: Wo wir seit Jahrhunderten allein bestimmt haben, mischen jetzt andere mit. Rhythmus und Erwartungen können auf beide Seiten sehr unterschiedlich sein. Brüder fühlen sich von Neuerungen leicht überfordert. Und von den Partnern kommt die Rückmeldung: „Es ist ein bisschen so, wie wenn man bei der Schwiegermutter einzieht!“

Autoreninfo

Die Kontaktdaten finden Sie in der Druckausgabe.

- Reduzierung soll auch finanziell entlasten, weil Strukturen, Personal und Unterhalt auf Dauer zu teuer sind. Wir machen auf vielen Ebenen die gegenteilige Erfahrung: Abschied kostet! Wir müssen oft erst noch einmal kräftig investieren, bevor wir Abschied nehmen können.
- Wir schließen einen Konvent, als deutlich wird, dass die drei älteren Brüder dort die Dienste in Zukunft nicht mehr verantwortlich leisten können. Einer hat einen Großteil seines Lebens dort verbracht. Böse Fragen aus der Bevölkerung an den

Provinzial: „Wie können Sie einen so alten Mann noch versetzen?“ Ich hatte eine andere Frage befürchtet: „Wie können Sie nur drei alte Männer so lange dort lassen?“ Wann ist der Zeitpunkt zur Schließung gekommen?

- Soll ein Abschied möglichst schnell und schmerzlos vollzogen werden oder mit größerem Vorlauf? Als die Provinzleitung die Schließung eines Hauses entschieden hat, bitten die Brüder um ein knappes Jahr Verlängerung, um manches noch in Ruhe regeln und sich innerlich verabschieden zu können. Das schien im Nachhinein positiv und hat die Stimmung im Umfeld beruhigt. An einem anderen Ort ist der Abschied drei Jahre vorher bekannt. Können Brüder so lange abschiedlich leben und „Pastoral in der Abendsonne“ betreiben?
- Oft wird beklagt, dass Ordensniederlassungen in diözesanen Pastoral-konzepten keine Rolle spielen. Selbstkritisch muss ich sagen: Dafür gibt es durchaus Gründe. „Ich brauche verlässliche und langfristige Zusagen“, sagt ein Bischof. Wer kann die heute geben? Ein Provinzkapitel, ein Todesfall, ein Austritt, eine neue Provinzleitung können über Nacht zu neuen Entscheidungen führen. Wir sind z.T. flexibler als Diözesen – aber das macht uns auch nicht unbedingt zu leichten Partnern.
- Die Schließung eines Hauses löst in der Bevölkerung heftige Kritik aus: „Mir wird die geistliche Heimat genommen. Wenn Ihr geht, trete ich aus der Kirche aus!“ – „Lasst doch wenigstens noch einen Bruder da!“ – „Die Brüder, die jetzt da sind, können doch noch fünf Jahre bleiben!“

Ich verstehe die emotionale Betroffenheit, komme aber gegen das Kirchenbild und den fehlenden Blick für das Ganze argumentativ nicht an. Die Provinzleitung bleibt immer der Bösewicht.

- Beim Abschied wird noch einmal deutlich, was Brüder an einem Ort gearbeitet und bedeutet haben. Das ist schön und macht dankbar. Aber wird da manchmal die Vergangenheit nicht auch verklärt? Sind wir wirklich ein anderes Gesicht von Kirche? Was schätzen Menschen an uns?
- Fragen bei einer Schließung: „Warum gerade hier? Dieser Ort bietet doch so viele Möglichkeiten!“ Wir schließen keine „schlechten“ Häuser, weil die Brüder dort nicht gut gearbeitet hätten. Wir müssen gute Orte schließen, um gute Orte zu halten. Wir müssen an einem Ort gehen, damit es an einem anderen Ort weitergeht. Diese Sicht fehlt oft auch bei den Brüdern selbst.
- Es gibt gute Erfahrungen: Nachdem wir einen Wallfahrtsort verlassen haben, geht es anders weiter. Die Geschichte hat einen langen Atem: Anfangs haben dort Weltpriester Dienst getan, später eine andere Ordensgemeinschaft, dann fast hundert Jahre wir, jetzt Brüder aus Indien. Auch das ist Erfahrung von Kirche. Es geht nicht darum, dass wir einen Ort halten. Es geht darum, gemeinsam Kirche zu sein.

Was machen diese Erfahrungen mit uns? Was machen diese Erfahrungen mit der Kirche? Was macht da Gott (vielleicht) mit uns? Wo kann uns die aktuelle Krise die Augen öffnen für Schätze unserer Lebensform, die wir

vielleicht vergessen haben? Was können wir eigentlich erst jetzt wieder, wo wir vieles nicht mehr können?

Die Krise als Chance des gottgeweihten Lebens?

In der aktuellen Umbruchsituation können wir Ordensleute wieder lernen, dass wir in die Nach-Folge berufen wurden. Jesus gibt seinen Jünger zwei Aufträge: Macht euch auf den Weg! Und: Nehmt nichts mit! Der Jünger ist ein Wegemensch, Wanderer und Pilger. Und eignet sich nichts an. Er lebt nicht aus dem, was er mitschleppt, auch nicht von Orten und Aufgaben, sondern aus einer Beziehung.

Wer von Jesus auf den Weg geschickt ist, dreht sich nicht um sich selbst, er hat eine Sendung, ein Ziel. Die Krise fragt: Weiß ich noch, wozu ich gesandt bin? Wer braucht mich? Wenn uns niemand mehr braucht, braucht es uns nicht mehr. Wir sind nicht berufen für uns, sondern für andere.

Im Mittelpunkt der Botschaft Jesu steht der Ruf zur Umkehr, also zu Veränderung. Wir gebrauchen Religion gerne umgekehrt zur Sicherung des Status quo, als Mittel, dass sich gerade nichts ändert! Wenn wir den Ruf Jesu zur Umkehr ernst nehmen, dürften uns Veränderungen nicht schrecken. Alle von außen auf uns zukommenden Veränderungen können Impulse zur Selbstevangelisierung sein: Vielleicht ruft Gott zur Umkehr, indem er etwas verändert. Er verändert etwas, damit wir uns verändern.

Ich erlebe Brüder, die sich wesentlich von einer Funktion her definieren und in die Krise kommen, weil sie plötzlich keine anerkannte Arbeit mehr haben,

kein Amt und keinen Titel: Bin ich nichts mehr wert, weil ich nichts mehr verdiene? Ist unsere Gemeinschaft in Frage gestellt, wenn wir Häuser und Aufgaben abgeben müssen? Im Leben nach den evangelischen Räten geht es nicht primär um einen sozialen oder pastoralen Dienst, um das Halten von Häusern und Werken, sondern um Nachfolge, um ein persönlich authentisches Christsein. Schätzen Menschen uns wegen der Dienste, die wir leisten – oder begegnen sie in uns einem Lebensentwurf, dessen Wert in der Kirche nicht allein an seiner Funktionalität hängt?

Es gibt eine Spiritualität der Präsenz. Ich erlebe in unserer Provinz, dass an vielen Orten nicht nur die einzelnen Dienste der Brüder wichtig sind, sondern vor allem ihr verlässliches Dasein. In einem solchen treuen und bescheidenen Dasein kann Christus auch dann noch bezeugt werden, wenn die Kräfte für große Aktionen fehlen.

Schrumpfende Mitgliederzahlen, eine multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft und ein sich veränderndes politisches Klima verändern die Stellung der Kirche. Sie bewegt sich aus der Mitte eher zum Rand. Diese Bewegung dürfte uns Ordensleuten von unserem Ursprung her eigentlich so fremd nicht sein: Unsere Anfänge sind vielfach mit einem Ausstieg aus bestehenden Herrschafts- und Machtstrukturen verbunden. Hier kann die Krise helfen, Schwäche auch als Chance zu sehen und die prophetisch-kritische Dimension unseres Lebens am Rand neu zu entdecken. Der innerkirchliche Strukturwandel bringt viele Ordensgemeinschaften auch in finanzielle Schwierigkeiten. Ökonomisches Haushalten ist notwendig. Aber



könnten nicht solche Erfahrungen auch eine Chance sein, den evangelischen Rat der Armut neu zu entdecken? Nicht als individuell bescheidene Lebensführung, sondern als gemeinschaftliche Erfahrung von Ungesicherheit: Was können wir uns nicht mehr leisten? Und wofür wollen wir auch weiterhin bewusst Geld investieren?

Manche Ordensgemeinschaften können heute ihre großen Werke nicht mehr allein tragen und entwickeln neue Formen der Zusammenarbeit mit Laien, so

dass das ordensspezifische Charisma auch durch sie weiter wirkt. Die aktuelle Krise könnte diese gegenseitige Verwiesenheit von Ordenschristen und „Laienchristen“ neu zu Bewusstsein bringen. Sie kann auch Anstoß sein, Ordensleben weiter zu denken: Viele der „neuen geistlichen Bewegungen“ geben in einem Netzwerk ganz verschiedenen Menschen die Möglichkeit, an ihrem Charisma teilzuhaben bzw. dieses in unterschiedlichen Formen und Bereichen zu leben.